

11.

Endstation Bebra

Abenteuerexpedition ins Herz der deutschen Alltagskultur

Warum ich am Ende meiner Reise hier hängengeblieben bin? In dieser Kleinstadt, die kaum einer kennt, achtzehntausend Einwohner mit Randgemeinden, siebenundsechzig Vereine, vierhundert-zwölf Deutsche Schäferhunde? Inmitten dieser nichtssagen-den Umgehungsstraßenbaumarkt-zuckerrübenfelder-Wüste, die sie »Zonenrandgebiet« nennen, als wärs ein Science-Fiction? Obwohl ich doch nach Berchtesgaden wollte, um meine Diagonale durch die Bundesrepublik zu Ende zu ziehen?

Nun, ich war in Berchtesgaden. Ich fuhr über den Königssee und hörte das Echo, ich stand oben am Obersalzberg und beobachtete Paare, die sich immer noch nach dem Führer sehnten, und Amerikaner, für die der Führer eine wunderbar böse Comicfigur war. Ich besuchte München mit seinem Kir Royal und den Bodensee mit seinem altherwürdigen Internat Salem, in dem konservative und postmaterielle Werte längst nicht mehr zu unterscheiden waren. Ich besuchte die Landkommunen in Wackersdorf, und lange war ich in Berlin-Kreuzberg. Dort war alles so berechenbar schrill, die Punks mit ihren ewig gleichen Sprüchen, die Autonomen mit ihren Mollis, die alten Berliner mit ihren Mollen, alles das hatte sich längst in die Kulisse für einen Film »Deutschland, deine lebendigen Sozialstationen« verwandelt – es war berechenbar geworden.

Und je länger meine Reise dauerte, desto unruhiger wurde ich. Ich spürte, daß das Konglomerat, daß wir so anmaßend »unsere Gesellschaft« nennen, in Wirklichkeit einen kaum faßbaren, kybernetischen Kosmos darstellt, und immer mehr begann ich zu rätseln: was hält diese Gesellschaft, diesen amorphen, deutschen Käsekuchen in seinem Inneren zusammen? Was vermittelt zwischen dem Sinn-Kosmos eines Kreuzberger Punks und einer schwäbischen Hausfrau? Wie schaffen ein althumanistischer Hamburger Alkoholiker und ein Kleinstadt-Hippie es, im selben Kontinuum, im selben Land zu leben?

Was ich fand, war jedenfalls keine Klassengesellschaft im alten

Sinne, die den Namen verdiente, auch kein Schichtenmodell, jedenfalls gingen die Schichten bis zur Unkenntlichkeit ineinander über wie bei einem *tirami su*. Irgendwo, dachte ich dann, müsse es in Deutschland eine Alltagskultur geben, die man »spezifisch deutsch« nennen konnte. Also fuhr ich ins tiefste Schwaben. Und traf auf Chaos und Anarchie. Ich ging in Segelclubs in Hamburg und in den Rotary-Club von Bergisch-Gladbach. Ich fand schrille, depressive Industriellenwitwen, die Hardcore-Therapien machten, und mürrische alte Herren, die in Saunas die unmöglichsten Dinge taten – aber keine tragende Kultur. Ich besuchte Prominente, tastete mich an sie heran, aber je berühmter sie waren, desto ausgeprägter, skurriler und bescheuerter war ihre Macke – keine Spur von Übersicht und Weitblick, nur vollkommen monströse Wahngelbilde.

Und das Geld – wäre es nicht logisch, das Geld als deutschen common sense der achtziger Jahre zu benennen, als Minimalkonsens? Doch jedesmal, wenn ich seine Macht, seine Gesetze, Rituale und Regelungen zu fassen versuchte, stieß ich auf Utopien, Wünsche, Ideale, völlig immaterielle Abstrakta, die zu seiner Vermehrung und Zirkulation unerlässlich waren.

Deprimiert machte ich mich auf den Heimweg. Das Land erschien mir wie eine chaotische Sinnwüste, und wie betäubt lenkte ich meinen Diesel über die Autobahnen, an Massenauffahrunfällen vorbei, ständig auf der Hut vor den Herren auf der linken Spur, die ich als einzige real existierende Herrschende fand, die aber offenbar ihr Wirken auf die Autobahn beschränkten. Was trieb dieses Land an? Was war sein Öl, sein Benzin, sein Treibmittel, sein Zusammenhalt?

Ich besuchte im Vorbeifahren ein schwules Alternativ-Bauernpaar in einem Mittelgebirge, auf dem Vogelsberg. Die beiden erwiesen sich als so normal, daß es nicht auszuhalten war. Aber sie brachten mich auf eine Idee, die mich schlagartig hellwach werden ließ. Keine zwanzig Kilometer entfernt, so sagten sie, befindet sich der geographische Mittelpunkt der Republik. Ja, der Mittelpunkt!

Ich fand ihn tatsächlich. Es war ein Granitstein an der Biegung der Bundesstraße 275 Lauterbach–Friedberg, zwei Kilometer hinter dem Örtchen Herbstein. Auf dem Stein stand: »Hier fand die ZDF-Kindersendung Mischmasch den Mittelpunkt der Bundesrepublik Deutschland«. Daneben eine Holzbank und ein Holztisch.

Was noch? Ein Acker voller Zuckerrüben, eine traurige Hecke, ein paar Büsche, eine Ulme und eine leere Präservativpackung. Dem kleinen Wäldchen daneben ging es dreckig.

Ich verbrachte fast einen ganzen Tag an diesem Platz und grübelte. Mein Kopf war leer. Ich fand den Spruch »Aids, die zarteste Versuchung, seit es Angela gibt« in die Tischplatte eingeritzt. Es regnete, ich beobachtete, wie zwei Rehe aus dem Wäldchen kamen und ästen und wieder verschwanden. Als es dunkel wurde, fuhr ich weiter, richtungslos ins oberhessische Bergland hinein. Ich kam durch all diese Orte, in denen sie wohnen, diese deutschen Bürger. Ich wußte nicht, warum sie dort wohnten und seit wann. Eine Gesellschaft beschreiben! Ihr inneres Prinzip finden! Ihren Mittelpunkt! Vollkommener Wahnsinn.

Es war deutscher Herbst, es war neblig, und ich fuhr und fuhr, die Welt war wie ein langer Tunnel aus Eternitfassaden und Rückstrahlern an den Straßenrändern. Es muß etwa dreiundzwanzig Uhr gewesen sein, als ich ankam. Irgendwie stand ich plötzlich vor dem Bahnhof von Bebra, und irgendwo brannte noch Licht, was für diese Gegend ganz ungewöhnlich war. An einer Mauer, die von einer traurigen Funzel erleuchtet wurde, stand in Sütterlin-Schrift »Zonenreisende! Hier einkehren!« Mir fiel auf der Stelle Tarkowskij's »Stalker« ein. Das Hotel hieß »Deutsches Haus«, die Wirtin stellte gerade die Barhocker auf die altdeutsche Theke. Aber sie gab mir noch einen Schlüssel für ein Zimmer heraus, für 28 Mark mit Frühstück. Es war eine sehr deutsche Wirtin. Dazu die uralte Melange aus Bratkartoffeln, unendlich altem Zigarrenrauch, abgestandenem Bier und diesen grünen Steinen aus den Pissoirs.

Ich ging auf mein Zimmer. Es gab keinen Fernseher. Es gab kein Radio. Ich sah aus dem Fenster auf den Bahnhof und wußte: es ist hoffnungslos. Es war halb zwölf, die Stadt war tot, gestorben, beerdigt seit Jahren, seit Ewigkeiten. So sah ich mir lange, sehr lange dieses Bild an der Wand an. Es zeigte auf vergilbtem Illustriertenpapier einen Schäferhund, darunter stand *Grando von Bären-dorf. Sieger im Zuchtwettbewerb 1953*. Ich legte mich auf das Bett, das sogleich wie ein Sack durchhing. Ich starrte auf die Lampe. Sie hing still, wie eingefroren, von der gelben Decke. Um die kahle Birne war ein goldener Doppelring wie ein Heiligenschein, er war mit einem orangeroten Streifen Plastik bespannt und mit einer Goldbordüre gesäumt. Vom Bahnhof kam eine Durchsage her-

übergeweht: *Es fährt durch der Nachtzug D 546 München-Hamburg*. Komisch, dachte ich noch, warum die mitten in der Nacht so etwas durchsagen, obwohl der Bahnsteig, auf dem der Zug sowieso nicht hält, völlig leer ist? Dann schlief ich ein.

Am nächsten Morgen erwachte ich in dem, was Carlos Castaneda einmal *andere Wirklichkeit* genannt hat.

Im Frühstücksraum ging es los. Als erstes blaffte mich ein kleines Schild an: *Im Himmel gibts kein Bier, drum trinken wir es hier*. Die Blumentapeten, von einer jahrzehntealten Patina bedeckt, trugen plötzlich die ganze Weltgeschichte in ihren scheußlichen Mustern, über meinem Kopf stieß ein Rudel Rehweweih seltsame spitze Schreie aus, und die gelbfleckigen Gardinen jammerten laut in ihren Ösen. »Ist Ihnen nicht gut?« fragte die Wirtin, die mir den Kaffee brachte, aber was hätte ich sagen sollen? Ich verließ überstürzt das Hotel. Aber es ging weiter. Zuallererst blieb ich vor einem Schaufenster hängen, das zu einer Fahrschule gehörte. Darin war ein Gestänge, das Modell einer Kupplung. Das Ding war aus massivem Metall, die Emaile blätterte schon ab, es rostete, und ich stand da wie hypnotisiert und staunte. Ich ging durch die Stadt. Ich sah die Melancholie der vergitterten Zigarettenautomaten, sah die Ruinen der Kaugummispender, die Imbißbude, die einsam und vernagelt am Marktplatz hockte und von Bratwürsten träumte. Besonders lange verbrachte ich vor dem Aushang eines Fotogeschäftes und sinnierte über Hermann, den Elektrolehrling mit der Brille, der am 10. Oktober in der St. Jakobi-Kirche Jasmin geheiratet hatte, Jasmin Schulze, eine rotwangige Metzgerstochter aus Bad Hersfeld, die einfach so präzise nach Metzgerstochter aussah, daß ich beinahe geschrien hätte. Ich stierte lange in die brüchigen Aushängkästen des Gesangsvereins Germania (»Das Motto des Jahres 1987 lautet: Üb immer Treu und Redlichkeit«). Ich verweilte vor Schaufenstern, in denen einsame Papp-Torsi über Gummiklistiere, Bruchkorsetts und elektrisch beheizbare Wärmekissen drapiert waren. Couchgarnituren mit Troddeln und Stühle mit Viskosebezug und seltsam gespreizten Beinen schliefen ihren Auslagenschlaf, dann wieder winkten mir aus einem Papierwarengeschäft fröhliche Meckifiguren entgegen wie Botschafter aus der Heimat, verstaubte Marzipanschweine empfingen mich mit ekstatisch-verzücktem Lächeln.

Es war Mitternacht, als ich mich wieder vor den leeren Auslagen

eines geschlossenen Kinos wiederfand. Ich war ausgebrannt und glücklich. Ich wußte, ich hatte einen Kontinent entdeckt. Einen Kontinent, der noch völlig unberührt, wild und unerforscht vor uns liegt: den *bebraistischen Kontinent*.

Das Reich der Bebraistik* kennt keine Grenzen, es zieht sich quer durch das hindurch, was wir »Gesellschaft« nennen. Bebraistik kennt nur ein Prinzip: Abwesenheit. Abwesenheit von Stil. Abwesenheit von Schönheit. Abwesenheit von Gestaltung überhaupt.

Um zunächst die Ortslage zu klären: Warum nicht Leverkusen, Pinneberg, Duisburg-Dettelhausen oder Oggersheim? Was ist mit den unzähligen Vororten der Städte, mit den Städten selbst? Was soll diese Verachtung der Provinz? Und, so höre ich die Kritiker sagen, es geht ja wieder nur um irgendein Stilelement. Eine Oberfläche. Ein Outfit. Um den Kitsch, den Gartenzwerg, die Fünfziger-Jahre-Ästhetik. Wieder um einen Trend. Wieder ein Comeback. Um alten Käse also.

Doch das universelle Bebra, der bebraistische Stil, die Bebraistik, ist etwas anderes und fängt woanders an. Sie entstammt nicht den Reißbrettern von Designern, wie die Fünfziger-Jahre-Dinge. Sie ist völlig frei von stilistischen Korsetts, sie ist im Kern zutiefst anarchisch. Das einzige Diktat, dem sie sich unterwirft, sind die Rhythmen der Plastikspritzmaschinen, der Fließbänder, der Baumärkte, der Rohstoffkosten – der universellen Billigkeit. Zum Beispiel:

Das bebraistische Haus. Man erkennt es besonders gut nachts an den chronisch heruntergelassenen Rolläden. Die Fassade des bebraistischen Hauses ist aus Rauhputz, Schieferimitat oder Eternit, sie erinnert immer an die bebraistische Ursubstanz, die schon fast ausgestorben ist: dc-fix. Ist das bebraistische Haus in einer geschlossenen Ortschaft, sind die Fenster stets asymmetrisch hineingesägt – niemals im goldenen Schnitt. Steht es jedoch außerhalb der Ortschaft, handelt es sich um ein Fertighaus oder eine Villa grausamster Stillosigkeit. Das Oberprinzip bebraistischer Architektur: verkleide jeden freien Millimeter mit Spanplatten, die du mit Lackfarbe anmalst (behelfsweise mit scheußlicher Plastikfolie bekleben

* Der Begriff »Bebraistik« ist von einer Gruppe visionärer Freaks bereits in den siebziger Jahren gefunden worden. Das »Institut für Seriositätswissenschaften«, ein loser Zusammenschluß von Typen, die Anfang der Siebziger bereits »Alltagsforschung« betrieben, gab um die Jahrzehntwende eine Zeitung heraus, die »Der Tod« hieß. Dort wird die Bebraistik zum ersten Mal erwähnt.

oder mit einer Rauhputzsorte verschönern). Klebe eine Garage an das Haus. Baue einen Erker wulstförmig in den Garten. Verwende gußeiserne Kandelaber, Kiesmischplatten, Koniferen, Glasbausteine, enorm verschnörkelte Schmiedeeisengitter, am besten mit dem eigenen Monogramm in Gold . . .

Die bebraistische Lampe. Sie ist besonders leicht zu erkennen. Stoffbespannte Exemplare gibt es wie Sand am Meer, mit katastrophalen Blümchenmustern bespannte weiße Spinn draht-UFOs. Die hochbebraistische Lampe besteht aus Rauchglaskugeln (mit und ohne Noppen), die an unterschiedlich langen Messingstangen in die Decke gedübelt sind. Sie verbreiten ein absolut ungemütliches Licht, man sieht durch das Rauchglas direkt in die nackten Glühbirnen, durch die Kugeln wird das Licht nur ekelhaft gelbbraun eingefärbt. Sehr beliebt ist auch ein Ring aus Neon über den grauen Resopalfassaden einer Küche, in billigen Hotels finden wir ebenfalls einen Klassiker: Spritzglas-Nachttischlampen mit orangenem Plastikfuß.

Das bebraistische Wohnzimmer. Ich möchte mich hier nicht weiter aufhalten: Es regiert die Troddel-Couchgarnitur, die raumerschlagende Eichenrüsterfurnierimitatschrankwand, der Plüsch, aber auch schlichtere Varianten, wie etwa – besonders schrill – das *Nappaledersofa*.

Das bebraistische Bad. Es hat einen Vollschutz aus Kacheln. Resedagrün oder Altrosa. Mit zarten, pinkfarbenen Möven darauf. Oder currygefleckt-rustikal-blumig. Vertreiber dieser Kacheln sind die Baumärkte, in denen Bäder sowieso nur »Naßzellen« sind.

Die bebraistische Tür. Sie ist das Sakrament, der Altar der Bebraistik. Ihr Milch- und Schmelzglas-Innenteil ist oft gelb und gekörnt, so daß die Bewohner dahinter wie Schemen erscheinen. Über das Schmelzglas ziehen sich imitatgoldene Rippen oder die Wehr eines gedrillten schwarzen Schmiedegitters mit goldenen Kreuznoppen. Die bebraistische Tür ist meist verzagt, vernutet und dreifach gesichert, und somit die säkularisierte Version eines Burgtores.

Nein, der bebraistische Stil ist nicht selten, er kommt uns geradezu in üppiger Verschwendung entgegen – und genau das ist der Grund, weshalb er uns nicht auffällt. 80, nein 85 Prozent aller deutschen Einfamilienhäuser sind Bebra pur. Ob Fertighaus oder Flachdachbunker, immer findet man dieselben Schmiedeeisengit-

ter oder Reiterzäune, die scheußlichen Mattglastüren, den Norm-Briefkasten, den Norm-Rasen, die Gladiolen und die Hollywood-Schaukel »Monaco«.

Ist Bebraistik etwas spezifisch Deutsches? Zunächst ist sie international: Bebra gibt es in Hongkong, Wisconsin und Nebraska, es gibt spezielle französische, holländische und spanische Bebraistik, aber nirgendwo ist sie so klar, so fassadenhaft und so überspitzt wie in Deutschland. Wenn in Spanien ein Hausbesitzer arm ist, läßt er sein Haus würdig und mit Stil verschmuddeln, es bekommt die Patina der Erde, des Schmutzes und der Natur. In Deutschland jedoch wird ein Hausbesitzer sofort eine billige Mauerimitat-Folie aus dem Baumarkt kaufen und die Patina mit Sauberkeit überkleben. Bebra, das ist der Versuch, die Fassade zum allgegenwärtigen Prinzip zu machen, zum Stoff, aus dem die Träume sind.

Ist Bebraistik ein zeitloses Stilmittel? Auch das würde das Phänomen nicht fassen. Sicher gibt es Unterformen und Entartungen der Bebraistik, etwa das Gelsenkirchener Barock (eine Art früher Spezial-Bebra) oder Modernismen (Ikea-Bebra) oder auch »post-moderne« Formen in den weißen Bars, in denen bunte Neonlampen an der Wand hängen. Aber die Bebraistik ist in erster Linie ein ökonomisches Wirkungsprinzip, das aus der Dialektik zwischen *alles wollen* und *wenig Geld haben* entsteht – ohne den Ausweg einer würdigen Armut. Das macht sie so mächtig, so allgegenwärtig und so wichtig. Sicher ist wahr, daß die Bebraistik in den frühen sechziger Jahren einen Boom erlebte. Sie entsteht historisch immer dann, wenn Industrie- und Konsumgesellschaften entstehen, wenn die Mittelschicht explodiert und die untere Schicht endlich am Reichtum teilhaben will, wenn der große Drang der Massen nach allem übermächtig geworden ist und sich endlich realisiert – aber nur im Billigen, im Imitat. Nicht der tongebrannte Gartenzwerg ist Bebra (der ist nur spießbürgerlich), erst seine Kunstwerdung durch knallbunte trichlorierte Biphenyle, sprich seine Plastikvariante, macht ihn reif für den bebraistischen Kontinent.

Bebra ist also keine Orts-, keine Stil- und keine Geldfrage, sondern ein *Prinzip*. Das Prinzip der ewigen Provinz. Der Unterentwicklung mitten in der Überentwicklung. Nein, traurig ist Bebraistik nicht. Im Gegenteil, sie hat so etwas wie einen umstürzlerischen Beigeschmack. Warum? Weil sie nichts anderes ist als das Treibgut, das Sediment einer Gesellschaftsentwicklung, die man als geradezu

revolutionär einschätzen muß: als Entwicklung von der Mangel- zur Konsumgesellschaft, von einer echten Klassengesellschaft zu einer Umverteilungsgesellschaft, in der der kleine Angestellte zwar kein Marmorbad kaufen, aber Marmor-de-fix kleben kann. Nein, Bebraistik ist nicht an Parteien gebunden, aber ohne Sozialdemokratie kann sie nicht gedeihen. Ich meine nicht die Partei, ich meine den grundlegenden Gedanken, die *idée fixe*, daß *jeder* ein Garten- tor, ein Einfamilienhaus, einen Kleinwagen, einen Springbrunnen, einen Supermarkt, eine Disco braucht. Bebraistik entsteht, wenn unsere Lebenswelt sich in einen einzigen, allumfassenden *Discount-Laden* verwandelt.

Kommen wir zum Bewohner des bebraistischen Kontinents, dem *Bebraisten*. Er fährt einen gebrauchten roten Kadett, wenn er Kinder hat, klebt »Baby an Bord« am Heck. Der Bebraist liest Bild, kauft bei Aldi, ist mit der Currywurst großgezogen worden, seine Kirche ist die Bausparkasse, seine Droge heißt Persil. Der Bebraist ist alterslos, das heißt, es kommt nicht darauf an, ob er zwanzig oder fünfzig ist. Wenn er seine Midlife-Crisis hat, rennt er nicht zum Psychotherapeuten wie alle Welt. Er wechselt einfach von Modern Talking zu James Last. Das wars.

Aber ist der Bebraist wirklich so, wie wir ihn uns vorstellen? Phantasielos, ohne Würde, der Massenmensch per excellence? Oder ist er nicht vielmehr so wie Anton F. Ich habe Anton F. am Tag meiner Ankunft hier kennengelernt, er ist Friseur, er hat ein bebraistisches Einfamilienhaus am Stadtrand, und eigentlich ist er längst pensioniert. Aber er macht weiter. Er trägt bei der Arbeit Kunstseiden-Kimonos und eine Weste aus Teddybären-Kunstpelz. Er hat seinen Salon vor sieben Jahren renoviert. Atemberaubend! Mit rosa Frisierhauben und Sesseln, deren Kissenbelag in rotem, hellblauem und braunem Plüsch mäandert, und mit einer Blumentapete an der Wand, in die sämtliche Mandalas des Bebraismus eingewebt sind. Wir redeten, als ich ihn besuchte, über die Politik, über die Russen, die schlimm seien, und die Atomkraftwerke, die auch schlimm seien, und die Volkszählung, die nötig sei. Das, was er über Asylanten sagte, möchte ich nicht weitererzählen.

Warum ich das erzähle? Nun, Anton bleibt in seinem Salon, obwohl er meistens leer ist. Er wird immer hier wohnen bleiben, zwischen Mehrzweckplatz und Handelsschule, da, wo die Rüben- äcker anfangen. Genauso wie Herr R., der Kinobesitzer von Bebra,

der wahrscheinlich ewig in seinem Kassenhäuschen sitzen wird. Gegen ihn sind die Filmvorführer in Wim Wenders »Im Lauf der Zeit« narzißtische Jammerlappen. Herr R. besitzt nicht nur ein Kino mit 420 Plätzen in Bebra, er hat auch noch ein Programmkino daraus gemacht. Er sitzt im Kassiererhäuschen, zwischen Kaffeeautomaten, alten Filmplakaten und Videospiele, und wartet auf Besucher. Eigenhändig schreibt er jeden Tag in die Aushängekästen der Stadt: ACHTUNG! NAME DER ROSE! ACHT UHR BEI MIR IM KINO!

Warum ich mich so eingehend mit diesem infarktuösen, würdelosen, unkreativen, reaktionären, verdrängenden Massenmenschen beschäftige, der mit seiner Konsumwut, seiner Gier auf Süzwurst, Bier und Autobahnkilometer und mit seinem Eternit-Gehirn den Planeten in das verwandelt hat, was er ist: einen höchst unsicheren Ort? Nein, nicht weil ich Mitleid habe, weil ich zum hundersten Mal den Blick nach Ganz Unten senken möchte, damit es einem ordentlich elitär gruselt in der warmen, metropolitanen Eigentumswohnung mit Stuck an der Decke oder in der schnuckligen Schäferhütte, in der es sich auch recht komfortabel verächtlich sein läßt gegen den Rest der Welt.

Gut: Wir finden das stupide, dumm, langweilig, wir möchten so nicht leben. Das ist unser gutes Recht. Nur stimmen die Kriterien? Ist es nicht eher die Klasse der Leser zum Beispiel dieses Buches, die mit ihren Drei-Zimmer-Wohnungen, ihren Reisen nach Guadeloupe und Südamerika, ihrer rastlosen Mobilität die letzten Ressourcen des Planeten aufzehrt, die Ressourcen des Originären?

Man stelle sich vor, der Bebraist wäre wie wir. Wie bitte? Du kannst Dir das nicht vorstellen, lieber Leser? Vorsicht. Geh in Deine Küche. Sieh Dich genau um. Geh in Dein Wohnzimmer. Ist die Stehvasen da hinten nicht Bebraistik pur? Und der Gummibaum? Der *Ficus pumila* ist auch ein Gummibaum, wenn auch ein kleinblättriger. Oh nein, so leicht kommst Du mir nicht davon. Jeder von uns hat in seinem Leben ein Stück dieser Redundanz entwickelt, aus der die Bebraistik gemacht ist. Jeder. Und nun stell Dir vor, der Bebraist wäre wie wir. Statt die Nachfrage nach Kunststoffen anzuheizen und damit einen eigenen, eben künstlichen Konsum-Kreislauf zu etablieren, würde er nur das Originäre akzeptieren. Statt des Freizeitparks, Phantasialand bei Köln, wo China in Hostalen nachgebildet ist, überschwemmte er China real, statt der

Resopalkkommode nähme er nur Vollholz-Möbel, statt des Okal-Modells »Vorarlberg de luxe« bestünde er auf alten, echten Ritterburgen! Er äße keine Bratkartoffeln, sondern jeden Abend *filet mignon*, und statt der aus Resten gebackenen Kiesmischplatte läge tatsächlich nur Carrara-Marmor in seinem Garten. Sind nicht wir es, die sogenannten Nicht-Bebraisten, die mit ihrer Sucht nach dem reinen Stoff, nach Originalität das verzehren und besetzen, was diesen Planeten noch lebenswert macht? Ich vertraue uns nicht. Weder Dir noch mir. Ich habe schon zu viele Massivholzschränken heimlich verkauft, um Drahtgitterregale dafür zu erstehen, und zu oft weiße Tapeten bunt gestrichen, um sie ein paar Jahre später wieder weiß zu streichen. Ich habe zu viele Stile kommen und gehen sehen, als daß ich das Argument der »Stillosigkeit« des Bebraisten, die ja unsere eigene »Stilfestigkeit« bedingt, noch glauben könnte. Wer der Opportunist ist, ist keineswegs entschieden.

Könnte es also sein, daß der Bebraist, dieser stoische Maulwurf, der niemals den Konjunkturen folgt, sondern in Kegelbahnen investiert, wenn längst Bowling angesagt ist, der immer noch hartnäckig heiratet, auch wenn längst erwiesen ist, daß die Ehe nichts taugt – daß dieser antizyklische Maulwurf in Wirklichkeit der letzte Antikonformist ist? Daß er nicht deshalb so stillos ist, weil er keinen Stil *hat*, sondern deshalb, weil er ihn hartnäckig *verweigert*? Weil er weiß, daß die Espressomaschine, das tirami su, das italienische Jackett, der mattschwarze CD-Plattenspieler, der Volvo oder Saab, die Armani-Klamotten und auch die Hütte in den toskanischen Bergen morgen schon wieder Schnee von gestern ist? Daß sich die Mühe nicht lohnt, all das haben, besitzen zu wollen? Und es deshalb praktischer ist, das Billigste zu erstehen, das Massenhafteste?

So gesehen erschiene die bebraistische Stillosigkeit in einem anderen Licht. Die bebraistische Lampe, das Haus, die Garage, der Wohnzimmerschrank sind so etwas wie der Minimalkonsens der Dinge. Gleichsam ein ideeller Gesamtschrank, ein ideelles Gesamthaus, und sofort. Der Bebraist hat verstanden, daß dieser narzißtische Individualismus, dieses Gespenst der achtziger Jahre, eben nur ein Gespenst ist, er macht den ganzen Zirkus einfach nicht mit.

Und der Opportunismus des Bebraisten, seine Hörigkeit gegenüber den Autoritäten, seine offensichtliche Liebe zu Helmut Kohl,

sie wäre nicht mies, opportunistisch, kriecherisch, sondern einfach ehrlich: Kohl ist so wie wir, sagt sich der Bebraist. Ziemlich dick, ziemlich peinlich, ziemlich dämlich. Sehr mächtig, aber auch wieder recht hilflos. Der Bebraist liest BILD womöglich gar nicht, weil er unmündig und verdummt ist. Sondern weil er genau weiß, daß alles purer Schwachsinn ist, was in dieser Zeitung steht, und weil es genau dieser Schwachsinn («Nonne beißt Hund») ist, der ihn unterhält und amüsiert. Ist es nicht am Ende besser, sich angesichts von Tschernobyl und Overkill zu amüsieren, anstatt immer die prophetische Zeigefinger-Geste zu machen?

Je genauer wir hinsehen, desto mehr verwandeln sich unsere Behauptungen in ihr Gegenteil. Du mußt Dich nur einmal im Spiegel sehen, wenn Du Deine Einmaligkeit anstarrst! Alles an Dir ist darauf ausgerichtet zu sagen: Seht ihr, ich bin anders. Aber geht es darum, ist es wirklich so wichtig, und vor allem: taugt es zur Identität? Was wären wir ohne den Bebraisten, diese Hornhaut der Sozialgeschichte, dieses Bindegewebe der Kultur? Wir wären nichts, denn es gäbe nichts, an dem wir uns orientieren könnten, niemanden, über den wir sagen könnten: so wie er wollen wir nicht sein. Wie blinde Lurche würden wir in unseren Spiegelkneipen, Toskana-Hütten und komplizierten Beziehungen sitzen, ohne zu wissen, was das alles bedeuten soll.

Nein, der Bebraist wird, anders als der rotfleckige Zitronenfalter, niemals aussterben. Für seinen kontinuierlichen Nachwuchs sorgen BILD, Bier und Bundeswehr. Zwar: aus der alten Leitfigur des Bebraismus, dem Mecki, ist heute Momo geworden. Aber Persil bleibt auch phosphatfrei Persil, und letztlich ist es egal, ob der Bebraismus sich aus Bier oder Hasch, Wolkenstores oder Hifi-Racks, Egerländer Musikanten oder Modern Talking speist. Es gibt noch Hoffnung, es gibt noch Kontinuität in unserer Gesellschaft, eine tragfähige Kultur, es gibt ein Amalgam, einen verlässlichen Klebstoff, der diese Gesellschaft daran hindert, auseinanderzuklappen wie Knirps-Regenschirme.

Beenden wir also unseren kleinen Ausflug mit einer bebraistischen Meditation. Summen wir die folgenden Begriffe langsam vor uns hin, wiegen wir unser Haupt ehrfurchtsvoll dabei und spüren, was sie für den Zusammenhalt dieser Gesellschaft bedeuten!

- Konfirmationsanzug
 - Wolkenstore
 - Druckluftkorkenzieher Marke »Semperit«
 - Hostala-Türfurnier
 - Tante Eleonore
 - Blauer Bock
 - Sansiveria
 - Frohen Herzens genießen
- Undsofort.